

## **Berufsfindungsprozesse von Abiturientinnen und Abiturienten im Kontext schulischer Angebote zur Berufsorientierung**

Im folgenden Beitrag werden Ergebnisse der Panelstudie „Berufsorientierung im Prozess“ vorgestellt. In dieser Studie werden 58 junge Erwachsene seit ihrem Abitur im Jahr die 2002 in ihrem Prozess der Berufsorientierung begleitet. Diese Gruppe wurde kurz vor dem Abitur mit problemzentrierten Leitfadenterviews zu ihren beruflichen und privaten Plänen, der bisherigen Entwicklung ihrer Berufsvorstellungen, ihrer Zufriedenheit mit dem aktuellen Stand ihres Berufswahlprozesses und ihrer Bewertung der institutionellen Angebote zur Berufsorientierung befragt. In einer zweiten Befragungswelle; anderthalb Jahre nach dem Abitur, wurden die jungen Erwachsenen im Rahmen einer telefonischen Befragung mit einem überwiegend standardisierten Kurzfragebogen zum damaligen Stand ihres Berufswahlprozesses befragt. 2006, also vier Jahre nach dem Abitur und kurz vor dem Übergang in den Beruf, wurde mit einer dritten Befragungswelle begonnen. Zusätzlich haben wir mit einer Vollerhebung in einem Regierungsbezirk Nordrhein-Westfalens die Angebotsstruktur im Bereich schulischer Berufsorientierung in der Sekundarstufe II erhoben.

Der folgende Text skizziert zunächst aktuelle Problemlagen Jugendlicher bei der Berufsfindung. Im Anschluss beschreiben wir handlungsleitende Orientierungen und Strategien der von uns befragten jungen Frauen und Männer kurz vor dem Abitur und analysieren, wie Abiturientinnen und Abiturienten vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Problemlagen die schulischen Angebote zur Berufsorientierung bewerten. Abschließend diskutieren wir einige Schlussfolgerungen für die Gestaltung schulischer Berufsorientierung.

### **1. Berufsfindung in unübersichtlichen Zeiten - komplexe Anforderungen, begrenzte Ressourcen**

Trotz eines immer breiteren Angebots zur Berufsorientierung scheint die Berufs- und Studienwahl schwieriger zu werden. Beratungsstellen berichten von zunehmendem Orientierungsbedarf, von Unsicherheiten, der Angst, sich falsch zu entscheiden, von Vermeidungsverhalten und hektischem Aktionismus, von verlängerten Suchphasen, Schwanken zwischen den unterschiedlichsten Berufsideen sowie von zunehmenden Ausbildungs- und Studienabbrüchen (Griepentrog 2001, Isenberg 2000). Der Bedarf an Beratungen und Entscheidungen ist enorm gestiegen, beide sind zugleich schwieriger und enttäuschungsanfälliger geworden. Die Komplexität der Entscheidungssituation hat zugenommen. So nimmt es auch einer der von uns befragten Jugendlichen wahr:

„Man steht hier so und alle Türen sind so offen noch und man kann sich nicht entscheiden, was soll man denn machen! Bei so `nem Angebot, da wird man erschlagen und alles könnte falsch sein“.Schulen, Arbeitsagenturen und andere Träger haben

versucht, auf diese veränderten Anforderungen zu reagieren. Zusätzlich zu bereits etablierten Angeboten sind eine Vielzahl neuer Konzepte und Angebote entwickelt worden. Wir wissen aber zu wenig darüber, wie hilfreich und wirksam diese Angebote zur Berufsorientierung für die Jugendlichen sind. Bieten sie verlässliche Orientierung für die Jugendlichen oder sind sie selbst ein Element der neuen Unübersichtlichkeit im Übergang von der Schule in Studium und Ausbildung?

Die Ursachen für die zunehmende Unübersichtlichkeit sind vielfältig. Es gibt eine nahezu unüberschaubare Vielzahl von Ausbildungsrichtungen und Studiengängen, die die Wahlmöglichkeiten, aber auch die Entscheidungsprobleme erhöhen. Auch die Arbeitswelt verändert sich in rasantem Tempo. Tätigkeits- und Berufsfelder weiten sich aus, neue Berufsbilder entstehen, Qualifikationsanforderungen verändern sich immer schneller und sind immer weniger vorhersehbar. Langfristige Prognosen über die Entwicklung des Arbeitsmarktes und einzelne Berufsfelder werden immer schwieriger. Arbeitsmarktprognosen eignen sich daher immer weniger als Orientierung für Berufswahlentscheidungen. Die strukturelle Seite bisheriger Berufswahlkonzepte bricht damit weg; die klassische Abfolge – Berufswahl, Erlernen eines Berufs, Übergang in den Beruf, weitere berufliche Entwicklung und Weiterbildung – gilt nur noch für einen Teil der Beschäftigten. Dennoch bleiben die alten, an diesem biographischen Muster orientierten Konzepte von Berufswahl in weiten Bereichen erhalten (Schober 2001, Dimbath 2003).

Nicht nur die Arbeitswelt ist im Umbruch, auch Muster der Lebensführung und Lebensverläufe verändern sich tief greifend. Wir beobachten eine Erosion standardisierter Erwerbsbiographien und traditioneller Lebensverläufe, dies betrifft auch und im Besonderen den Übergang in das Erwachsenenalter (vgl. Hurrelmann 2003, Blossfeld et al. 2005). Damit stellen sich neue Anforderungen an die biographische Gestaltung des eigenen Lebens. Während standardisierte Beschäftigungsverhältnisse und institutionalisierte Lebensläufe Strukturen und Ablaufschemata vorgeben, die den einzelnen entlasten, erfordern diskontinuierliche Arbeitsverhältnisse und Lebensläufe ein Mehr an aktiver Gestaltung und biographischem Selbstmanagement (Ebringhoff et al. 2003, Geissler/Oechsle 1996). Viele Jugendliche fühlen sich durch diese Anforderungen überfordert und versuchen, Zeit für die immer komplexer werdenden Entscheidungsprozesse zu gewinnen - beispielsweise in Form eines Moratoriums zwischen Abitur und Studium oder Berufsausbildung. Dieses trägt zugleich zu einer weiteren Ausdifferenzierung der Übergänge bei und steigert so die Komplexität der Berufswahlentscheidung. Die Komplexität heutiger Berufs- und Studienentscheidungen und die damit verbundenen Unsicherheiten hängen aber nicht nur mit strukturellen Veränderungen des Arbeitsmarktes und institutionalisierter Lebensläufe zusammen, sie sind auch Resultat veränderter Lebensentwürfe und Wertorientierungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Aus Studien über Lebensentwürfe und Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen wissen wir, wie

komplex sich hier Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung gestaltet und wie widersprüchlich die Anforderungen an biographisches Handeln sind (Geissler/Oechsle 1996, Keddi et al. 1999). Zwar schneiden Mädchen bei den Schulabschlüssen inzwischen deutlich besser ab als Jungen: Schülerinnen sind an Gymnasien mit 54% überrepräsentiert, an Hauptschulen hingegen nur mit 44% der SchülerInnen vertreten (vgl. Statistisches Bundesamt 2005). Sie können diesen Vorsprung jedoch nur begrenzt in die Phasen von Ausbildung und Berufseinmündung retten, so dass noch immer „erhebliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei der Berufs- und Studienwahl, beim Einstieg in die Berufstätigkeit und bei den beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten“ bestehen (Nissen/Keddi/Pfeil 2003, 9). Wenngleich die Kopplung von Berufswahl und privater Lebensplanung bei Mädchen und jungen Frauen enger als bei ihren männlichen Peers ist, so spielen doch auch bei männlichen Jugendlichen und jungen Männern Fragen der Lebensplanung und der Lebensführung eine zunehmende Rolle (BMSG 2004, Helfferich/Klindworth/Kruse 2005). Auch für die von uns befragten jungen Männer und Frauen sind eine stabile Partnerschaft und eigene Kinder die wichtigsten Lebensziele für die nächsten fünf Jahre.

Auch die auf Beruf und Arbeitswelt bezogenen Wertorientierungen; die das Handeln von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in diesem Prozess steuern, sind komplexer geworden. In einer vergleichenden Analyse der Motive von Studienberechtigten für eine Ausbildungs- und Tätigkeitswahl (im Kohortenvergleich der Studienberechtigten von 1980, 1996 und 1999) stellt der HIS-Ergebnisspiegel eine Zunahme sowohl der berufsbezogenen, vor allem der materiellen Motive (berufliche Sicherheit, gute Einkommenschancen, hoher sozialer Status, finanzielle Unabhängigkeit) als auch der eher postmateriellen, persönlichkeitsbezogenen und auf Selbstverwirklichung gerichteten Motive (eigene Fähigkeiten erproben, eigene Vorstellungen verwirklichen) fest (Heine 2002: 25; vgl. auch Shell Jugendstudie 2002). Wenn sowohl Selbstentfaltungswerte als auch materielle Motive Berufswahlprozesse beeinflussen und steuern, dann ist unschwer nachzuvollziehen, dass Berufsorientierungsprozesse damit nicht einfacher, sondern tendenziell anspruchsvoller werden, da beide Seiten berücksichtigt werden müssen.

Die Abstimmung zwischen Innen und Außen ist ein zentrales Moment bei der Berufs- und Studienwahl; sie fällt zusammen mit der psychosozialen Situation von Jugendlichen in der Spätadoleszenz, in der es auch und ganz zentral um Entwicklung persönlicher Ziele und Werte in Auseinandersetzung mit elterlichen und gesellschaftlichen Normen und Erwartungen geht (Oerter/Dreher 2002). Isenberg und Santos-Dodt weisen darauf hin, dass Jugendliche, wenn sie vor Studien- und Berufswahlentscheidungen stehen, „im allgemeinen noch wenig erfahren (sind) in Selbstwahrnehmung, Selbstreflexion und Selbstdefinition“ (Isenberg/Santos-Dodt 2000, 10). Sie benötigen dazu Anleitung und Unterstützung bei einer sowohl auf die eigene Person als auch auf äußere Rahmenbedingungen und Chancenstrukt-

ren gerichteten Exploration. Eine unzureichende Selbstvergewisserung der eigenen Entscheidungskriterien und Interessen sieht die Bund-Länder-Kommission in ihrem Bericht über „Kooperative Strukturen an der Schnittstelle Schule/Hochschule“ als wesentliche Ursache für Orientierungs- und Entscheidungsprobleme bei der Berufs- und Studienwahl (BLK 2005). Noch nie gab es so vielfältige, zahlreiche und umfassende Angebote zur Berufsorientierung wie gegenwärtig – von Seiten der Berufsberatung und der Schule, aber auch der Wirtschaft und vieler anderer Institutionen bis hin zu vermehrten Angeboten privater Anbieter. Seit einiger Zeit mehren sich Stimmen, die dieses Angebot eher kritisch bewerten. Schober sieht die Fülle der Angebote eher als Problem: Die Informationsflut überfordert ihrer Einschätzung nach nicht selten die Jugendlichen und ihre Eltern (Schober 2001: 9). Es bedarf also dringend einer Strukturierung, Koordinierung und Transparenz der Angebote und einer verbesserten Kooperation der Akteure. Auch Wieland und Lexis spricht von einem Überangebot an Informationen, er sieht viele sporadische Aktivitäten mit wenig rotem Faden (Wieland/Lexis 2005: 7). Die Vielzahl der Projektangebote fördere Input- statt Outputorientierung (ebd.) – je mehr Angebote zur Berufsorientierung, desto besser. Zurzeit ist jedoch ein Paradigmenwechsel zu beobachten – weg von einer Inputorientierung und hin zu einer stärkeren Orientierung am Output von Bildungsprozessen (Famulla 2004). Dies bedeutet vor allem danach zu fragen, welche Angebote tatsächlich zum Erfolg führen, welche Kompetenzen damit befördert werden. Eine solche Perspektive bedeutet auch, Berufswahl nicht als punktuelle Entscheidung zu sehen, sondern als längerfristigen Prozess, der weit vor den ersten Berufswahlüberlegungen beginnt und der mit einer Entscheidung für ein Studium oder einen Berufsausbildung keineswegs abgeschlossen ist (vgl. von Wensierski et al. 2005: 14).

## **2. Orientierungen und Handlungsstrategien von Abiturientinnen und Abiturienten**

Berufswahl vollzieht sich im Wechselspiel zwischen individuellen Dispositionen und gesellschaftlicher Anforderungen und „erfordert eine angemessene Auseinandersetzung mit den eigenen Fähigkeiten, Interessen, Wertorientierungen und Lebensentwürfen sowie mit den Inhalten und Anforderungen, Chancen und Risiken von Arbeitstätigkeiten, Berufen und Arbeitsmärkten“ (Jung 2000: 93). Unter Bedingungen postfordistischer Arbeitsverhältnisse ist sowohl die Analyse individueller Fähigkeiten und Interessen als auch die Erkundung gesellschaftlicher Anforderungen komplexer und anspruchsvoller geworden (Isenberg/Santos-Dodt 2000). Die Auswertung unserer Interviews hat gezeigt, dass sich junge Frauen und Männer kurz vor dem Abitur in differenzierter Weise mit beiden Aspekten auseinandersetzen, dabei aber zu sehr unterschiedlichen Gewichtungen kommen. Ein kleinerer Teil der Befragten orientiert sich überwiegend an den Chancenstrukturen des Arbeitsmarktes, eigene inhaltliche Interessen und Neigungen treten demgegenüber bei Berufswahlentscheidungen in den Hintergrund (Arbeitsmarktorientierung). Im Gegensatz dazu orientiert sich eine zweite (größere)

Gruppe vor allem an den eigenen Neigungen und Fähigkeiten, der Subjektbezug steht hier eindeutig im Vordergrund (Subjektorientierung). Die dritte (und größte) Gruppe sieht die beiden genannten Kriterien als gleichgewichtig an und versucht, eine Balance zwischen beiden herzustellen (Balanceorientierung).

Arbeitsmarktorientierung, Subjektorientierung oder die Orientierung an einer Balance beider Aspekte bezeichnen grundlegende Präferenzen und Orientierungen junger Erwachsener bei der Berufsfindung, sie dienen als grobe Zielformulierung beim Abwägen der verschiedenen Aspekte der Berufswahlentscheidung und steuern die weiteren Handlungsstrategien. Wer sich in seinen Berufswahlentscheidungen vor allem an seinen subjektiven Neigungen und Fähigkeiten orientiert, wird der Exploration der eigenen Interessen und Fähigkeiten mehr Aufmerksamkeit widmen als den Arbeitsmarktchancen der in Frage kommenden Berufe.<sup>1</sup> Umgekehrt werden die jungen Frauen und Männer, die sich bei ihren Berufswahlentscheidungen vor allem an Arbeitsmarktaspekten orientieren, diese Aspekte ihrer Berufswahl stärker überprüfen und entsprechende Handlungsstrategien entwickeln. Aspekte der Selbstexploration und der Exploration von Chancenstrukturen sind also in den drei Typen unterschiedlich ausgeprägt.

Aber auch innerhalb dieser drei Typen der Arbeitsmarkt-, der Subjekt- und der Balanceorientierung gibt es deutliche Differenzen. Wenn wir danach fragen, wie diese Orientierungen umgesetzt werden und wie erfolgreich die jungen Erwachsenen damit sind (gemessen an ihren eigenen Präferenzen und Zielen), dann zeigen sich große Unterschiede innerhalb dieser drei Gruppen. Deutlich wird die Binnendifferenzierung beim aktuellen Stand der Berufsorientierung und der subjektiven Zufriedenheit damit; Unterschiede zeigen sich aber auch bei den Vorstellungen über die Planbarkeit und Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, in den biographischen Erzählungen zur Entwicklung von Berufsvorstellungen und -wünschen und bei den verwendeten Handlungsstrategien. Die sozialen und kulturellen Ressourcen der Jugendlichen und ihrer Herkunftsfamilie spielen hierbei eine wesentliche Rolle. Bezieht man diese Dimensionen in die weitere Auswertung mit ein, dann differenziert sich die oben beschriebene Typologie weiter aus. Wir erhalten eine Typologie, die Orientierungen und Handlungsstrategien miteinander verbindet und die komplexen Orientierungs- und Handlungsmuster von jungen Frauen und Männern im Übergang vom Gymnasium in Ausbildung oder Studium beschreibt.

---

<sup>1</sup> Zum Begriff der (Selbst-) Exploration im Prozess der Identitätsentwicklung siehe ausführlich Oerter/Dreher 2002.

	<b>Arbeitsmarkt-orientierung</b>	<b>Balanceorientierung</b>	<b>Subjektorientierung</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Stand der Berufsorientierung/ Zufriedenheit</b></li> <li>• <b>Gestaltbarkeit des eigenen Lebens</b></li> <li>• <b>Handlungsstrategien</b></li> <li>• <b>Entwicklung des Berufswunsches</b></li> </ul>	<p>sich am Arbeitsmarkt positionieren</p> <p>nehmen was kommt</p>	<p>Balance gefunden</p> <p>Suche nach einem Kompromiss</p>	<p>Eigener Weg</p> <p>Suche nach innerer Gewissheit</p>

Im Folgenden werden die drei Haupttypen – Arbeitsmarkt-, Balance- und Subjektorientierung – und die jeweils darin beobachtbare Varianz beschrieben und anhand von Beispielen veranschaulicht.

### 2.1. Arbeitsmarktorientierung

Von zentraler Bedeutung für Berufswahlentscheidungen dieser Gruppe ist die Frage, welche Chancen auf dem Arbeitsmarkt sich mit einer Berufsausbildung oder einem Studium verbinden. Sinnhaft-subjektbezogene Ansprüche an Erwerbsarbeit spielen für Berufswahlentscheidungen keine oder eine deutlich untergeordnete Rolle, auch wenn sie in den Interviews durchaus thematisiert werden – sie sind aber nicht entscheidungsrelevant. „Ich richte das echt nicht danach, wozu ich Lust habe“ - sagt einer der Interviewten. Fast alle Befragten dieser Gruppe haben konkrete Pläne für die Zeit nach dem Abitur, einige haben bereits konkrete Zusagen für einen Ausbildungsplatz. Unterschiede gibt es in den Handlungsstrategien, mit denen die Befragten eine Integration in den Arbeitsmarkt anstreben. So ergeben sich zwei Untertypen: Die Gruppe derer, die „*sich am Arbeitsmarkt positionieren*“ und diejenigen, die „*nehmen, was kommt*“.

Die Strategien der ersten Gruppe („*sich am Arbeitsmarkt positionieren*“) zielen darauf, sich eher langfristig und strategisch am Arbeitsmarkt zu positionieren. Der Berufsorientierungsprozess in dieser Gruppe ist relativ fortgeschritten; es gibt konkrete Ausbildungs- oder Studienpläne; diese beziehen sich nicht nur auf ein bestimmtes Fach, sondern häufig auch schon auf einen bestimmten Studienort. Die Befragten selbst sind mit dem Stand ihrer Berufsorientierung recht zufrieden. Im Vordergrund der beruflichen Pläne und Motive steht das Interesse an Status und Einkommen oder an der Sicherheit des Arbeitsplatzes, inhaltliche Interessen und eigenen Fähigkeiten spielen eine nachgeordnete Rolle.

Daniel möchte Polizist werden - die Sicherheit des Arbeitsplatzes ist für ihn von allergrößter Bedeutung:

„Ich strebe dahin, irgendeine Ausbildung zu machen, die mir so fast garantiert, dass ich einen gesicherten Arbeitsplatz habe. Wie gesagt, Beamtenstatus ist schon nicht schlecht. (...)Ich muss jetzt nicht der Topverdiener sein, der da seine 10.000 oder 12.000 netto im Monat verdient. (...) Man muss halt überleben können, ein bisschen

gut, vielleicht auch gut leben können. Und wenn es geht einen gesicherten Arbeitsplatz haben.“

Eine solche Positionierung am Arbeitsmarkt setzt ein gewisses Maß an Planung voraus und kann nicht dem Zufall überlassen werden. Andere Interviewte in dieser Gruppe relativieren die Möglichkeit einer längerfristigen Lebensplanung, betonen aber, dass es dennoch wichtig sei, Pläne zu haben, an denen man sich orientieren kann.

In der zweiten Gruppe („*nehmen was kommt*“) wird eher kurzfristig auf Angebote des Arbeitsmarktes reagiert; wichtig ist hier zunächst einmal, überhaupt einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Es überwiegt die Strategie, sich möglichst breit zu bewerben und dann zu nehmen, was angeboten wird. Nachträglich wird die Berufswahlentscheidung dann als zumindest kompatibel mit arbeitsinhaltlichen Interessen interpretiert, ein Mechanismus, auf den bereits Heinz et al. in ihrer Studie aus den 1980er Jahren hingewiesen haben (Heinz et al. 1985).

Sabine hat drei Monate vor dem Abitur bereits einen festen Ausbildungsplatz als Versicherungskauffrau und wird direkt nach dem Abitur mit der Ausbildung beginnen. Sie beschreibt ihre Strategie wie folgt:

„Ich habe alles ein bisschen offen gelassen und dann abgewartet, in welche Richtung ich gehen möchte. Und als ich dann diese Zusage hatte, habe ich auch mehr in diese Richtung gedacht, um Enttäuschungen zu vermeiden“.

In dieser Gruppe finden sich ausschließlich Frauen, die eine berufliche Ausbildung planen. Die Frage der Vereinbarkeit spielt bei ihren Berufswahlentscheidungen eine wichtige Rolle. Arbeitsinhaltliche Interessen sind eher diffus und wenig ausgeprägt und scheinen sich eher an den Gelegenheitsstrukturen zu orientieren als an genuin eigenen Interessen. Subjektbezogene Ansprüche an Arbeit werden im Hinblick auf das Arbeitsklima und die Kommunikation mit Kolleginnen formuliert. Berufstätigkeit ist zwar wichtig für das eigene Selbstverständnis – ein Leben als Hausfrau ist für die Befragten nicht denkbar – aber der Stellenwert der Erwerbsarbeit für das eigene Leben wird deutlich relativiert. Charakteristisch für diese Gruppe ist ein Planen in kleinen Schritten. Der Zeithorizont der eigenen Lebensplanung ist eher kurzfristig, orientiert auf das nächste Nahziel.

## **2.2 Balanceorientierung**

Entscheidend in dieser Gruppe ist die Gleichgewichtigkeit der Kriterien Arbeitsmarkt und subjektive Interessen; die Berufswahl sollte eigene Interessen, Neigungen und Fähigkeiten berücksichtigen, aber auch die Frage der Arbeitsmarktchancen und der materiell-reproduktionsbezogenen Aspekte des Berufes nicht vernachlässigen. Auch hier können zwei Gruppen unterschieden werden, nämlich diejenigen, die bereits eine „*Balance gefunden*“ haben und Jugendliche, die noch auf der „*Suche nach einer Balance*“ sind.

Eine größere Gruppe („*Balance gefunden*“) hat schon konkretere Pläne und ist im Wesentlichen mit dem Stand ihrer Berufsorientierung zufrieden. Auch wenn der Berufswahlprozess noch nicht in allen Fällen abgeschlossen ist, so ist er doch schon relativ fortgeschritten. Die jungen Erwachsenen haben für sich eine tragfähige Balance zwischen Arbeitsmarktaspekten und Subjektorientierung gefunden, auf der sie Entscheidungen treffen können. Beide Aspekte der Berufswahl – subjektbezogene und arbeitsmarktorientierte Kriterien – werden in den Interviews explizit thematisiert und gegeneinander abgewogen. Zu den subjektbezogenen Kriterien gehört der Spaß am Beruf, arbeitsinhaltliche Interessen, eigene Fähigkeiten und Neigungen, die in der Arbeit verwirklicht werden können, gesucht werden aber auch Herausforderungen, Anerkennung und der Eindruck, etwas Sinnvolles zu tun. Zu den arbeitsmarktbezogenen Kriterien gehören die Sicherheit des Arbeitsplatzes, eine entsprechende Höhe des Einkommens, aber auch Aufstiegs- und Karrieremöglichkeiten.

Lena möchte Grundschullehrerin werden, weil ihr die Arbeit mit Kindern Spaß macht und weil sie davon ausgeht, dass die Berufschancen ganz gut sind - zum Zeitpunkt des Interviews eine durchaus begründete Annahme. Wichtig ist für sie, dass ihr der Beruf auch längerfristig Spaß macht und „das man ein gewisses Einkommen hat, mit dem man selbstständig ist“. Einen entscheidenden Vorteil des Lehrerberufs sieht sie darin, dass Beruf und Familie gut zu vereinbaren sind.

Wie immer die Kriterien für die Berufswahlentscheidungen im Einzelnen formuliert werden, in jedem Fall stehen subjektbezogene und arbeitsmarktbezogene Ansprüche an einen zukünftigen Beruf gleichgewichtig nebeneinander und müssen berücksichtigt werden.

Die Entwicklung des Berufswunsches wird von den meisten Befragten ausführlich und differenziert erzählt. Ausgangspunkt des Berufsorientierungsprozesses sind häufig Hobbys, besondere Begabungen und Fähigkeiten, das Interesse an einem Schulfach; hieraus entwickeln sich erste Vorstellungen über mögliche berufliche Tätigkeiten, die sich dann weiter konkretisieren. Gleichzeitig werden diese ersten Formulierungen beruflicher Vorstellungen auf ihre Arbeitsmarkttauglichkeit überprüft. Die Exploration der Chancenstrukturen wird meist gezielt und aktiv betrieben und mögliche Ressourcen hierfür systematisch erschlossen. Werden die Chancen als zu schlecht eingeschätzt, dann werden bestimmte Berufswünsche auch revidiert, ohne dass subjektbezogene Ansprüche deshalb aufgegeben werden. Die Frage nach der Passung bestimmter Berufsfelder mit eigenen Neigungen wird immer wieder gestellt und mögliche Berufsfelder, auch wenn sie gute Arbeitsmarktchancen versprechen, unter diesem Aspekt auch wieder verworfen. Zentrale Orientierung bleibt es, eine Balance zwischen beiden Aspekten der Berufswahl zu finden.

Auf diese Weise kristallisieren sich nach und nach tragfähige Berufsvorstellungen heraus, die beiden Kriterien entsprechen und auf der die jungen Frauen und Männer zum Zeitpunkt des Abiturs konkretere Berufs- und Studienwahlentscheidungen treffen können.

Ein kleinerer Teil der Befragten ist noch auf der „*Suche nach einem Kompromiss*“. Sowohl der Subjektbezug wie Arbeitsmarktperspektiven sind für sie wichtig; wie aber eine Balance

zwischen beiden Kriterien aussehen könnte und welche Entscheidungen daraus resultieren könnten, das ist für diese Befragten zum Zeitpunkt des Interviews eine weitgehend ungeklärte Frage.

Typisch für diese Gruppe ist Robert: Für ihn sind beide Aspekte des Berufes sehr wichtig:

„Einerseits muss es ein Beruf sein, der Spaß macht, oder der einen glücklich macht, aber andererseits muss es ein Beruf sein (...) um Geld zu verdienen, deswegen macht man einen Beruf, das muss unbedingt für mich zusammen sein.“

Allerdings, wie beide Aspekte zusammen zu bringen sind, da ist sich Robert noch sehr unsicher, so dass sich für ihn immer dringlicher die Frage stellt, wie er einen Kompromiss finden kann. Auch wenn Robert noch auf der Suche nach einem Kompromiss ist, so weiß er doch zumindest, in welchem Interessenbereich sich seine Berufswahl bewegen wird. Bei anderen Befragten sind die Interessen und Neigungen diffuser und breiter, es gibt keine ausgeprägten Interessenschwerpunkte oder besondere Begabungen. Für Marie, die noch sehr unentschieden ist und zwischen verschiedenen möglichen Berufsfeldern schwankt, ist das Problem „dass ich mich nicht so entscheiden kann, dass ich mich für alles so ein bisschen interessiere, aber nicht für eine Sache ganz genau“.

Insgesamt ist der Stand der Berufsorientierung in diesem Typus vage oder noch im Prozess, die Zeitperspektive ist eher kurzfristig, vieles ist noch ungewiss. Manche wählen nach dem Abitur bewusst ein *Moratorium*, um Zeit für weitere Klärungsprozesse zu haben. Die meisten Befragten sind mit dem Stand ihrer Berufsorientierung eher unzufrieden.

### **2.3 Subjektorientierung**

Handlungsleitend bei dieser Gruppe sind inhaltliche Interessen und Neigungen, Berufs- oder Studienwahlentscheidungen orientieren sich in erster Linie an diesem Kriterium. Arbeitsmarktaspekte werden von einigen jungen Frauen und Männern diesen Typs thematisiert, aber sie sind für die Berufswahlentscheidung nicht handlungsrelevant. Risiken, die mit einer bestimmten Berufswahl verbunden sind, werden zwar wahrgenommen, haben aber keinen oder nur einen geringen Einfluss auf entsprechende Entscheidungen.

Wichtig ist eine Arbeit, „die mich innen erfüllt, wo ich mich kreativ, geistig auslassen kann als auch praktisch irgendwas umsetzen kann, also das sind mehr ideelle Werte“, sagt Amelie, die Journalistin werden möchte.“

„Dass mir das wirklich Spaß macht – das ist das oberste Gebot. (...) ich würde auf jeden Fall den Gefallensfaktor über den Verdienstoffaktor stellen“, so benennt Felix die Kriterien, an denen er sich in seiner Berufswahlentscheidung orientiert, er schwankt noch zwischen BWL, Jura und Journalismus.“

Innerhalb dieses Typs finden wir zwei Gruppen, die sich deutlich hinsichtlich des Standes ihrer Berufsorientierung, der Zufriedenheit damit und ihrer Handlungsstrategien unterschei-

den. Die eine Gruppe möchte gerne „den eigenen Weg gehen“, die andere Gruppe ist noch auf der „Suche nach innerer Gewissheit“.

Junge Frauen und Männer der ersten Gruppe („den eigenen Weg gehen“) haben meist schon konkretere Pläne für die Zeit nach dem Abitur, sie haben sich bereits für bestimmte Studienfächer oder manchmal auch eine Ausbildung entschieden. Sie haben relativ klar definierte inhaltliche Interessen; allerdings orientieren sie sich nicht nur an dem, was ihnen Spaß machen würde, sie fragen auch danach, was sie wirklich gut können, wo ihre besonderen Stärken liegen. Bei weniger ausgeprägten inhaltlichen Interessen werden ganz gezielt die eigenen Neigungen und Fähigkeiten erforscht und gegebenenfalls auch eine psychologische Beratung in Anspruch genommen, um hier Klarheit zu gewinnen.

Die Entwicklung des Berufswunsches wird ausführlich erzählt und differenziert dargestellt. Häufig gibt es schon früh ein ausgeprägtes Interesse, eine herausragende Begabung, die sich über mehrere Jahre „rauskristallisiert“ und „stetig“ entwickelt haben. Cem erzählt anschaulich die Entwicklung seines Berufswunsches und erläutert ausgesprochen differenziert seine Kriterien der Berufswahlentscheidung.

„Mit 14, 15 hat sich das schon rauskristallisiert. Also, ich meine jetzt damit so in Richtung Technik, Wirtschaft; ich nenne das immer handfest, so was Handfestes. (...) Die Hauptstadt von Polen ist halt Warschau und das wird's auch immer bleiben. Da kann man nicht daran rühren. Das ist was Handfestes und so ist das jetzt mit der Technik auch und der Wirtschaft. Und da hat sich das immer so rauskristallisiert und auch durch die Schule (...) ich glaube, da gehen auch meine Fähigkeiten hin. Das ich auch wirklich etwas mache, was ich dann auch wirklich kann (...) Also nicht nur wegen des Spaßes. Ich weiß dann auch, das macht mir zwar Spaß, aber ich kann es auch. Ich würde nicht etwas machen, was mich interessiert, aber was ich nicht kann.“

Cem möchte etwas Nützliches schaffen, „die Welt einen Schritt nach vorne bringen“. Die Exploration eigener Interessen und Neigungen ist für Cem ein Prozess, den man bewusst und gezielt angehen sollte. Seine Empfehlungen könnten aus einem Ratgeber zur Berufswahl stammen.

„Es muss ja auch ein bisschen aus dem Bauch heraus kommen. Denke ich. (...) Das merkt man ja, wenn man vielleicht eher die Politik oder eher die Wirtschaftsseiten in der Zeitung liest als die Kultur, auch wenn das unbewusst kommt. Oder dass man vielleicht lieber Mathe macht als Kunst oder so. Auch wenn das unbewusst ist. Ich denke, wenn man sich mal genau überlegt und sich versucht, dessen bewusst zu werden“.

Arbeitsmarktrisiken im gewünschten Beruf werden von einigen Befragten zwar thematisiert, sie haben aber keinen Einfluss auf die Berufswahlentscheidung. Auch wenn externe Einflüsse nicht geleugnet werden, so haben die Befragten doch die Einschätzung, dass sie ihr Leben selbst gestalten können. Sie betonen, dass es wichtig für sie sei, Ziele zu haben, Pläne zu verfolgen, aber auch flexibel mit diesen umzugehen, und sie haben die Erfahrung gemacht, dass sie durchaus erfolgreich in der Realisierung ihrer Pläne und Wünsche sind.

Die meisten Befragten dieses Typs haben ausgeprägte Selbstwirksamkeitsüberzeugungen. Amelie, die Journalistin werden möchte, sich aber auch vorstellen kann, „in die Politik zu gehen“, sagt von sich selbst, dass sie eine „sehr zielstrebige Person“ sei. Immer wieder finden sich Selbsteinschätzungen der Interviewten wie, dass sie ihren „eigenen Kopf“ haben, dass sie ihren „eigenen Weg“ gehen, ihr „eigenes Ding“ machen, ihr eigenes Leben leben wollen und dass sie hierfür auch keine Vorbilder haben.

Im Unterschied zu der Gruppe „*den eigenen Weg gehen*“ befinden sich die Befragten der Gruppe „*Suche nach innerer Gewissheit*“ relativ am Anfang ihres Orientierungsprozesses. Ihre beruflichen Vorstellungen sind noch vage, die formulierten beruflichen Interessen sind diffus und auch die Pläne für die Zeit nach dem Abitur sind vage und noch sehr im Prozess. Sie sind hin- und hergerissen zwischen verschiedenen Interessen, Wünschen und Plänen, haben bestenfalls eine grobe Richtung für ihre Berufs- oder Studienwahlüberlegungen gefunden. Das Spektrum an Entscheidungsmöglichkeiten erscheint ihnen noch gänzlich un- ausgelotet. „Es gibt soviel, von dem ich gar nicht weiß, dass es das gibt“, sagt ein Befragter. Die meisten dieser jungen Erwachsenen empfinden die Offenheit dieser Übergangssituation eher unangenehm, manchmal auch beängstigend.

„Das ist die bescheuertste Situation, man steht hier so und alle Türen sind so offen noch und man kann sich nicht entscheiden, was soll man denn machen! Bei so einem Angebot, da wird man erschlagen und alles könnte falsch sein“, sagt Falko, der zwischen einem Sportstudium und „irgendwas mit Logistik“ schwankt.

Gerade in dieser Gruppe wird ein Konzept von Berufswahl vertreten, das die subjektiven Neigungen zum zentralen Kriterium für Berufswahlentscheidungen macht. Das grundlegende Problem, mit dem sich diese Gruppe auseinandersetzen muss, ist deshalb die Frage, wie subjektive Sicherheit darüber gewonnen werden kann, ob ein Beruf wirklich zu mir passt, wirklich der „richtige“ für mich ist. Onur, der vielleicht eine Ausbildung zum Industriekaufmann machen möchte, geht davon aus, dass sich diese Gewissheit nur aus einem inneren Prozess heraus entwickeln kann:

„Man muss schon selber entscheiden, was richtig ist und ob du, ja, ob das von dir selber also, aus dem Inneren kommt, dass du sagst, ja, das will ich machen, wenn du etwas willst, dann wird das schon klappen“.

Jede der beschriebenen Orientierungen hat ihre Vorteile, aber auch ihre Fallstricke. Und je nach Strategie und Stand der Berufsorientierung benötigen die Jugendlichen unterschiedliche Beratungs- und Orientierungsangebote. Für diejenigen, die sich sehr stark am Arbeitsmarkt orientieren, besteht das Risiko, dass ihre Berufswahlentscheidung sich als nicht tragfähig erweist, dass die Ausbildung oder das Studium nicht zu Interessen und Fähigkeiten passt und dass sie ihre Ausbildung abbrechen. Für die Jugendlichen, die eine Balance zwischen Arbeitsmarkt und eigenen Interessen und Neigungen suchen, besteht das Problem,

beide Aspekte ihrer Berufswahlentscheidung gegeneinander abzuwägen: wann ist der Aspekt der Arbeitsmarktsicherheit oder die Frage des Einkommens zufriedenstellend gelöst, wie viel Spielraum bei der Auslotung eigener Interessen und Neigungen darf man sich selbst zugestehen, wo muss man Abstriche an den eigenen Neigungen machen und an welchen inhaltlichen Interessen soll man sich orientieren, wenn diese breit und eher diffus sind. Für diejenigen, die sich primär an den eigenen Interessen und Neigungen orientieren, stellt sich das Problem, auf welchem Wege eine Sicherheit darüber zu gewinnen ist, welcher Beruf der richtige ist und zu ihnen passt.

Berufsorientierung ist ein komplexer, hoch individualisierter Prozess – das ist bei der Darstellung der verschiedenen Orientierungen deutlich geworden. Bei der Beschreibung der Orientierungen lag der Fokus auf den inneren Vorgängen und Deutungen der Berufswählerinnen und -wähler. Auch wenn sich hier bereits ein großes Spektrum an Strategien eröffnet, ist dies jedoch nur ein Teil des Berufsorientierungsprozesses, denn zahlreiche externe Faktoren beeinflussen diese wichtige Statuspassage. Neben gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und sozialem Umfeld greifen verschiedenen Institutionen in den Berufsorientierungsprozess ein, versuchen, Unterstützung und Orientierungshilfe zu sein. Zentral ist hier die Rolle der Schule, die von allen Institutionen sicher den langfristigen Einfluss auf die beruflichen Orientierungen von Jugendlichen hat. Wir haben deswegen im Rahmen unserer Untersuchung ausführlich nach der Bedeutung der Schule im Berufsorientierungsprozess geforscht – zentrale Ergebnisse werden im nächsten Schritt vorgestellt.

### **3. Die Rolle von Schule im Prozess der Berufsorientierung**

Welche Rolle spielt Schule vor dem Hintergrund der beschriebenen Problemlagen für Berufsorientierungsprozesse von Jugendlichen, welche Aufgaben kann sie wahrnehmen und wo liegen ihre Grenzen? Um Antworten auf diese Fragen zu bekommen, haben wir die mit dem Thema Berufsorientierung befassten Lehrerinnen und Lehrer (KoordinatorInnen für Berufsorientierung) an über 100 Schulen in Nordrhein-Westfalen mit einem Fragebogen zu den Angeboten ihrer Schule und ihrer Bewertung derselben befragt (Knauf et al. 2002).

Ein wichtiges Ziel der Schulbefragung war es zu erheben, welche Art von Angeboten Schulen im Bereich der Berufsorientierung überhaupt machen. Dabei ist deutlich geworden, dass es insgesamt eine große Palette an Angeboten gibt – und dass jede Schule ein ganz spezifisches Profil entwickelt hat, in dem sie ihren eigenen Mix von Angeboten kombiniert. Innerhalb der großen Bandbreite von Angeboten lassen sich drei Typen von Angeboten zur Berufsorientierung unterscheiden:

- Informierende Angebote (Besuch des Berufsinformationszentrums BIZ der Arbeitsagentur, Schnuppertage an einer Hochschule, Besuch von Berufsinformationsbörsen etc.)
- Praxisbezogene Angebote (insbesondere Praktika, aber auch Schülerfirmen und Planspiele)
- Beratende und orientierende Angebote (Seminare und Workshops zu Berufszielfindung und Lebensplanung, individuelle Beratung durch LehrerInnen oder MitarbeiterInnen der Arbeitsagentur)

Diese drei Angebotstypen verfolgen jeweils eine unterschiedliche Zielsetzung und bedienen damit auch unterschiedliche Bedürfnisse bei den Schülerinnen und Schülern: Die informierenden Angebote ermöglichen Einblicke in ein breites Spektrum von Berufen bzw. Studiengängen, es können erste Eindrücke von ganz verschiedenen Tätigkeitsfeldern gesammelt werden. Praxisorientierende Angebote setzen hingegen auf die tiefer gehende Exploration eines bestimmten Berufes, dessen Aufgabenfeld „am eigenen Leib“ ausprobiert werden kann. Beratende und orientierende Angebote schließlich dienen vor allem der Erkundung der Subjektseite, indem eigene Interessen und Fähigkeiten analysiert und (teilweise) mit den Erfordernissen der Arbeitswelt in Beziehung gesetzt werden.

In den Interviews mit den Schülerinnen und Schülern sind wir der Frage nachgegangen, wie diese verschiedenen Angebote durch Schülerinnen und Schüler kurz vor dem Abitur wahrgenommen und beurteilt werden. Dabei wird deutlich, dass Jugendliche dieselben Angebote unterschiedlich nützlich sein können. Ein Beispiel: Viele Schulen mit gymnasialer Oberstufe bieten den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, einen oder mehrere Tage an einer Hochschule zu verbringen und dort ausgewählte Lehrveranstaltungen zu besuchen. Dieses Angebot haben wir den informierenden Angeboten zugeordnet, weil hier schwerpunktmäßig allgemeine Informationen über verschiedene Studiengänge gesammelt werden können. Aus Perspektive der Schülerinnen und Schüler gibt es dazu sehr unterschiedliche Bewertungen, dazu zwei Zitate aus unseren Interviews:

„Dann kam halt der Berufsinformationstag an der Uni noch dazu, wo ich mich dann mit Architekten unterhalten konnte und dann wurde man halt schon neugierig“

„Wir hatten in der Uni eine zweitägige Veranstaltung. Man konnte ein bisschen gucken. Aber es hat mir nicht so wirklich etwas genutzt.“

Alexander hat den Uni-Besuch vor allem mit „gucken“ gefüllt und konnte keinen Nutzen für sich daraus ziehen. Für Judith hingegen war der Uni-Besuch hilfreich, weil sie sich bereits vorher für den Beruf der Architektin interessiert hat und ihren Informationsbedarf nun decken konnte. Das Informationsangebot hat sie sogar noch weiter neugierig gemacht. Insbesondere die Jugendlichen, die bereits eine Idee haben, was sie später machen könnten, können von Informationsangeboten wie dem Uni-Tag profitieren.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei praxisorientierten und orientierenden Angeboten: Es gibt einen Teil von Jugendlichen, die davon profitieren und dadurch in ihrer Berufsorientierung weiter kommen und einen anderen Teil, der das jeweilige Angebot als Zeitverschwendung empfindet. Selbst wenn man davon ausgeht, dass auch Veranstaltungen, die von den Schülerinnen und Schülern zunächst kritisiert werden, einen (möglicherweise langfristigen) Nutzen haben können, macht dieser Befund auf ein wichtiges Problem aufmerksam. Angebote der Schulen zur Berufsorientierung sind meist nur für einen Teil der Schülerinnen und Schüler hilfreich, andere können diese Angebote nicht für sich nutzen – entweder, weil sie im Prozess der Berufsorientierung an einem Punkt sind, an dem sie andere Formen der Unterstützung benötigen oder weil das inhaltliche Angebot nicht mit ihren Interessen übereinstimmt.

Die unterschiedlichen Orientierungsstrategien und der nicht einheitliche Stand im Berufswahlprozess wurde bereits weiter oben beleuchtet. Zusammen mit den heterogenen Beurteilungen der Nützlichkeit einzelner Angebotsarten wird deutlich, wie verschiedenartig die Unterstützungsbedürfnisse der Jugendlichen sind: Für diejenigen, die noch gar keine Idee zu Ihrer beruflichen Zukunft haben, ist ein persönliches Beratungsgespräch oder ein Workshop zur Berufsfindung genau das Richtige; wer „irgendwas mit Medien“ machen möchte, sollte vielleicht ein Praktikum machen und wer Industriekauffrau werden möchte, dem können die Kontaktmöglichkeiten bei einer Berufsinformationsbörse oder ein Bewerbungstraining weiter helfen.

Berufsorientierung ist, so bleibt festzuhalten, ein hochgradig individualisierter Prozess und Angebote, die für alle Schülerinnen und Schüler einer Klasse oder Jahrgangsstufe gleichermaßen hilfreich sind, gibt es deshalb auch nicht. Vor diesem Hintergrund mag es nicht verwundern, dass die von uns befragten Koordinatorinnen und Koordinatoren eines der Hauptprobleme im Bereich der Berufs- und Studienwahlorientierung im mangelnden Interesse der Schülerinnen und Schüler sehen. So schreiben zwei Drittel der von uns befragten KoordinatorInnen, dass die Schülerinnen und Schüler kaum motiviert sind und deswegen die Angebote nicht oder nur in geringem Umfang wahrnehmen – ein durchaus rationales Verhalten angesichts des ganz individuellen Unterstützungsbedarfs.

Allerdings ist das Desinteresse der Schülerinnen und Schüler nicht ausschließlich auf ein Mismatching von Angebots- und Bedürfnisstrukturen zurückzuführen. Vielmehr ist vielen Jugendlichen die Notwendigkeit, sich um Berufswahl zu kümmern, kaum bewusst. Und hier hat Schule eine ganz entscheidende Funktion – jenseits der konkreten Gestaltung aller Angebote zur Berufsorientierung hilft diese Institution den Schülerinnen und Schülern, indem sie sie an die Notwendigkeit der Berufswahl erinnert. Diese ‚Lotsenfunktion‘ beschreibt Sabine sehr anschaulich:

„Wenn die Schule gar nicht drauf hingewiesen hätte, was kommen könnte (...) vielleicht hätte man ja nie drüber nachgedacht und dann irgendwann kurz vor Schluss hätte man überlegt, ja, was mache ich denn danach. Also insofern war das schon sehr hilfreich.“

In zahlreichen Interviews wird deutlich, dass nicht das einzelne Angebot als besonders hilfreich wahrgenommen wird, sondern die grundsätzliche Leistung der Schule, auf das Thema Beruf und Arbeitswelt aufmerksam zu machen. Darüber hinaus kann auch der Fachunterricht selbst ein wichtiger Impulsgeber für die Berufsorientierung sein. Für Sebastian etwa gab der Leistungskurs den entscheidenden Anstoß, sich für ein bestimmtes Studienfach zu interessieren:

„Anfang des 13. Schuljahrs stieß ich dann halt so über den Geschichts-LK, den ich in der Schule belegt habe, auf meine Interessen im Fach Geschichte. (...) und war dann nach einem Infotag an der Uni, wo ich dort das Unterrichtsfach Geschichtswissenschaften besucht habe, ziemlich davon angetan und wollte dann erst mal dieses Fach studieren“.

In diesem Beispiel greifen Fachunterricht und explizit berufsorientierende Angebote (Uni-Besuch) in idealer Weise ineinander. Doch auch andere Interviewpartner berichteten über die zentrale Bedeutung des „normalen“ Unterrichts. Dieser Aspekt verdeutlicht, wie wichtig es ist, Berufsorientierung in Schulen als Querschnittsperspektive zu integrieren und sie nicht auf spezielle Angebote zu begrenzen. In der Bedeutung des Fachunterrichts für Fragen der Berufsorientierung liegt somit eine große Chance – aber auch eine Gefahr, denn der schulische Fächerkanon bildet nur einen kleinen Teil der Berufs- und Arbeitswelt ab.

Schule hat – das wird in unseren Interviews deutlich – für Schülerinnen und Schüler eine große Bedeutung im Prozess der Berufsorientierung. Die Rolle der Schule bleibt dabei jedoch ambivalent: Berufsorientierung ist für Jugendliche ein sehr identitätsnahes Thema, das ihnen mithin als sehr privat und persönlich erscheint. Für viele Schülerinnen und Schüler ist dies ein Thema, aus dem sich die Institution Schule heraushalten sollte. Angebote der Schule werden insbesondere dann als Einmischung wahrgenommen, wenn es sich nicht um Informationsveranstaltungen handelt, sondern es eher um persönliche Beratung und orientierende Angebote. Dörte etwa, die zwar noch vage Pläne hat, aber tendenziell ein ähnliches Berufsfeld wie ihre Mutter einschlagen möchte, findet die Einmischung der Schule unpassend:

„Ich denke da muss sich jeder seine selber, seine Gedanken drüber machen und das passt nicht in ne Schule, also ich denke schon, das sollte jeder für sich selbst ausmachen, nicht in der Schule, das wäre für mich kein Thema“ (Dörte).

Berufsorientierung in der Schule ist somit immer ein Balanceakt: Einerseits sollen Unterstützungsangebote möglichst individuell an die Bedürfnisse der einzelnen Schülerinnen und Schüler angepasst sein und auf die je spezifischen Problemlagen eingehen, andererseits soll es gelingen, die Jugendlichen als eigenständige Persönlichkeiten mit einem Recht auf Privatsphäre und eigene Entscheidungen zu respektieren. So wird beispielsweise häufig argu-

mentiert, Lebensplanung sei ein ganz zentraler Bestandteil von Berufsorientierung und solle bei Angeboten zur Berufsorientierung stets berücksichtigt werden. Ein Teil der von uns befragten Schülerinnen und Schüler zieht hier aber deutliche Grenzen:

„Ich glaub, (...) das ist auch so ne private Sache, und das sollte man irgendwie selbst wissen.“

„Und ob das jetzt in der Schule Thema sein sollte, das ist schwer zu beurteilen, ich denke, dass jeder für sich selber wissen müsste, was ihm das Wichtigste ist, ob er in der Familie leben will.“

Schule und schulische Berufsorientierung müssen sich hier mit der Frage auseinandersetzen, welche Art von Angeboten sie machen können, ohne dieses Abgrenzungsbedürfnis der Schüler zu übergehen. Denn zwischen dieser Grenzziehung der Jugendlichen und ihrem von KoordinatorInnen beklagten Motivationsmangel besteht ein Zusammenhang. Es geht aber nicht nur um die Distanz zur Institution Schule, auch das Verhältnis zu einzelnen Lehrerinnen und Lehrer spielt eine wichtige Rolle. Sie werden nur von einem Teil der Schülerinnen und Schüler als vertrauenswürdige Gesprächspartner akzeptiert. Saskia etwa sieht in ihren Lehrerinnen und Lehrern keine geeigneten Gesprächspartner für Fragen der Berufsfindung und geht davon aus, dass das auch für andere Schüler so ist:

„Also, ich weiß es nicht. Ich denk so was ist immer sehr, sehr schwierig. Weil, ich denk, die meisten Schüler würden da mit einem Lehrer einfach nicht drüber sprechen.“

Die Rolle von Lehrerinnen und Lehrern ist komplex und bewegt sich zwischen den Polen „Beraten“ und „Bewerten“ bzw. „Fördern“ und „Fordern“ – in vielen Lehrer-Schüler-Beziehungen scheinen die Pole „Bewerten“ und „Fordern“ nach wie vor stark ausgeprägt zu sein. Mangelndes persönliches Vertrauen ist jedoch nur ein Aspekt der kritischen Haltung vieler Schülerinnen und Schüler zu ihren Lehrkräften. Darüber hinaus zweifeln viele der Befragten an der Kompetenz der Lehrerinnen und Lehrer in Bezug auf die Berufs- und Arbeitswelt.

„Die kennen sich gar nicht aus bei irgendwelchen Bewerbungsfragen, da sagen die einem Sachen, die macht man schon lange nicht mehr so (...) also, die kennen sich nicht so super aus, find ich“

Die Rolle von Lehrerinnen und Lehrern bei der Berufswahl wirft also viele Fragen auf. Denn schließlich kennen die Lehrerinnen und Lehrer ihre Schülerinnen und Schüler sehr gut und begleiten sie über einen langen Zeitraum hinweg, so dass eine langfristig angelegte Berufsorientierung in der Schule besonders große Potenziale zu bieten scheint. Aber wie kann mit den Hürden umgegangen werden, die die Alltagsbeziehung zwischen SchülerInnen und LehrerInnen offenbar errichtet? Wie können Lehrerinnen und Lehrer die Berufsfindung unterstützen und zugleich die Distanzierungsbedürfnisse der Jugendlichen respektieren? Wie können Lehrerinnen und Lehrer ihre spezifischen berufsorientierenden Kompetenzen einbringen,

ohne sich durch neue Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit zu überfordern? Diese Fragen, die sich mit dem Rollenverständnis von LehrerInnen auseinandersetzen, bedürfen der Klärung, um Berufsorientierung an Schulen für SchülerInnen *und* LehrerInnen effektiver zu machen.

## **5. Schlussfolgerungen**

Berufsfindung ist ein stark individualisierter Prozess, der nicht nur durch strukturelle Rahmenbedingungen und institutionelle Angebote zur Berufsorientierung bestimmt ist, sondern in hohem Maße durch Orientierungen und Strategien der Jugendlichen und ihre Ressourcen und Kompetenzen gesteuert wird. Schulische Angebote werden diesem hochgradig individualisierten Prozess oft nicht gerecht. Deswegen bergen schulische Angebote zur Berufsorientierung oft ein großes Frustrationspotenzial – für Schülerinnen und Schüler, die nicht die Unterstützung bekommen, die sie benötigen, und für Lehrerinnen und Lehrer, die die Jugendlichen oft als unmotiviert und gelangweilt erleben.

Eine nahe liegende Lösung besteht darin, Angebote stärker individualisieren, d.h. einzelne Veranstaltungen nur bestimmten Schülerinnen und Schülern anzubieten oder insgesamt stärker auf freiwilliger Basis zu arbeiten. Dieser Weg würde auch das Bedürfnis vieler Schülerinnen und Schüler nach Respektierung ihres privaten Lebensbereiches berücksichtigen. Offen bleibt jedoch wie solche Angebote in den Schulalltag integriert werden können. Und vor allem: Wie kann sichergestellt werden, dass Schülerinnen und Schüler sich der Aufgabe der Berufsfindung wirklich stellen? Anders ausgedrückt: Wie kann Verbindlichkeit im Rahmen eines individualisierten und auf Freiwilligkeit beruhenden Angebots hergestellt werden?

Hier sind wohl vor allem die Lehrerinnen und Lehrer gefragt, die durch ihre persönliche Beziehung zu ihren Schülerinnen und Schülern die notwendige Verbindlichkeit herstellen können. Dazu ist jedoch mehr notwendig als eine grobe Einschätzung der Persönlichkeit der Schülerin oder des Schülers. Lehrerinnen und Lehrer sollten hier über diagnostische Fähigkeiten verfügen, die es ihnen ermöglichen zu entscheiden, welche Art von Unterstützung gerade notwendig ist. Hinzu sollte Beratungskompetenz kommen, eine Kompetenz, die sich nicht darin erschöpft, Ratschläge zu geben, sondern auch eine gemeinsame Problem- und Zielanalyse umfasst und in einem dialogischen Prozess Strategien für die weitere Berufsfindung entwickelt.

Diese Art Diagnose- und Beratungskompetenz jedoch stellt Lehrerinnen und Lehrer vor neue Anforderungen, die sie zusätzlich zu ihrem anspruchsvollen Beruf erfüllen sollen. Hier muss über Wege nachgedacht werden, wie Schule diese Kompetenz bereitstellen kann, ohne ihre Lehrkräfte zu überfordern.

## 6. Literatur

- Blossfeld, Hans-Peter/Klijzing, Erik/Mills, Melinda/Kurz, Karin (Hrsg.) (2005): Globalization, Uncertainty and Youth in Society. London and New York.
- BMSG (2004): Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik. Wien
- Bund-Länder-Kommission (2005): Kooperative Strukturen an der Schnittstelle Schule/Hochschule zur Studien- und Berufswahlvorbereitung. Bericht, Empfehlungen und Handreichung, Heft 126, Bonn.
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2002): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus, Frankfurt/M.
- Dimbath, Oliver (2003): Entscheidungen in der individualisierten Gesellschaft. Eine empirische Untersuchung zur Berufswahl in der fortgeschrittenen Moderne, Wiesbaden.
- Ebringhoff, Julia/Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Voss, Günter. G. (2003): Subjektivierung von Bildung. Bildungspolitische und bildungspraktische Konsequenzen der Subjektivierung von Arbeit. Arbeitsbericht Nr. 233, Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg.
- Famulla, Gerd (2004): Berufsorientierung als Bildungsstandard? Vortrag auf der 5. Fachtagung des Programms „Schule - Wirtschaft/Arbeitsleben“: „Berufsorientierung als Bildungsstandard?“ Potsdam, 29./ 30. September 2004, unter: [www.swa-programm.de/tagungen/potsdam/famulla\\_potsdam.pdf](http://www.swa-programm.de/tagungen/potsdam/famulla_potsdam.pdf).
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim.
- Griepentrog, Martin (2001) Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? Berufswahl und Berufsberatung in der dritten industriellen Revolution. In: Mansel, Jürgen/Schweins, Wolfgang/Ulbrich-Hermann, Mathias (Hrsg.): Zukunftsperspektiven Jugendlicher: wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung, Weinheim.
- Heine, Christoph/Durrer, Franz/Bechmann, Martin (2002): Wahrnehmung und Bedeutung der Arbeitsmarktaussichten bei Studienentscheidungen und im Studienverlauf. Ergebnisse aus HIS-Längsschnittuntersuchungen von Studienberechtigten, Hannover.
- Helfferich, Cornelia/Klindworth, Heike/Wunderlich, Holger (2005): „männer leben“. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Basisbericht, herausgegeben von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln.
- Hurrelmann, Klaus (2003): Der entstrukturierte Lebenslauf. Die Auswirkungen der Expansion

- der Jugendphase, in: ZSE 2 (2003), S. 115-126.
- Isenberg, Frauke/Santos-Dodt, Mareike (2000): Abitur- und was dann? Seminare zur Vorbereitung der Studien- und Berufswahl, Schriftenreihe Beratung und Kompetenzentwicklung an der Hochschule, Heft 7, Heidelberg.
- Isenberg, Frauke (2000): Jugend am Übergang zwischen Schule und Ausbildung/Studium. Der Prozess der Entscheidungsfindung im gesellschaftlichen Spannungsfeld. In: Arbeit und Politik. Mitteilungsblätter der Akademie für Arbeit und Politik an der Universität Bremen, Jg. 12, Nr. 27/28, S. 26-32.
- Jung, Eberhard (2000): Arbeits- und Berufsfindungskompetenz. In: Schlösser, Hans Jürgen (Hrsg.): Berufsorientierung und Arbeitsmarkt, Bergisch Gladbach, S. 93-116.
- Knauf, Helen/Suchanek, Justine/Maschetzke, Christiane/Oechsle, Mechtild/Rosowski, Elke (2003): Berufsorientierung in der gymnasialen Oberstufe. Eine Erhebung zur Angebotsstruktur im Regierungsbezirk Detmold, Bielefeld. Download unter: [www.berufsorientierung-lebensplanung.de](http://www.berufsorientierung-lebensplanung.de)
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann Svendy (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe, Opladen.
- Heinz, Walter R./Krüger, Helga/Rettke, Ursula (1985): „Hauptsache eine Lehrstelle“. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim/Basel.
- Nissen, Ursula/Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia (2003): Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde, Opladen.
- Oerter, Rolf/Dreher, Eva (2002): Identität: das zentrale Thema des Jugendalters. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.) Entwicklungspsychologie, Weinheim, S. 290-304
- Schober, Karin (2001): Berufsorientierung im Wandel – Vorbereitung auf eine veränderte Arbeitswelt, in: Wissenschaftliche Begleitung des Programms „Schule-Wirtschaft/Arbeitsleben“ (Hrsg.): „Schule-Wirtschaft/Arbeitsleben“. Dokumentation der 2. Fachtagung, SWA-Materialien Nr. 7, S. 7-38, Bielefeld.
- Statistisches Bundesamt (2005) : Frauen im Bildungssystem zunehmend erfolgreicher. Pressemitteilung vom 6. September 2005 unter: <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2005/p3650071.htm>.
- von Wensierski, Hans-Jürgen/Schützler, Christoph/Schütt, Sabine (2005): Berufsorientierende Jugendbildung. Grundlagen, empirische Befunde, Konzepte, Weinheim/München.
- Wieland, Clemens/Lexis, Ulrike (2005): „Qualitätsmanagement in der Schule“. das Projekt „Siegel berufswahl- und ausbildungsfreundliche Schule“ als Einstieg in die Qualitätsentwicklung, in: Unterricht Wirtschaft, J. 6, N. 23, S. 52-58.